



*Der Autor:*

Dirk Möller, geboren in Ostwestfalen, lebt seit über dreißig Jahren in Paderborn.

Nach einem Wirtschaftspädagogik-Studium und einer Promotion im Bereich Lernpsychologie unterrichtet er an einem Berufskolleg in Paderborn Mathematik und Wirtschaftsinformatik.

Durch seine vielen Reisen und Aufenthalte ist er ein USA-Kenner und schreibt historische Romane über Amerika. Außerdem betreibt er die USA-Reisewebsite [usalets.go.de](http://usalets.go.de).

„Das reinste Licht“ ist sein zweites Werk. Zuvor erschien „Im Westen ist Amerika“ (tredition, 2020).

Dirk Möller

# **Das reinste Licht**

Historischer Roman

© 2022 Dr. Dirk Möller



Umschlaggestaltung: Nicole Falk

ISBN Softcover: 978-3-347-59687-0

Druck und Distribution im Auftrag des Autors: tredition GmbH, Halenreihe 40-44, 22359 Hamburg, Germany

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Für die Inhalte ist der Autor verantwortlich. Jede Verwertung ist ohne seine Zustimmung unzulässig. Die Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag des Autors, zu erreichen unter: tredition GmbH, Abteilung "Impressumservice", Halenreihe 40-44, 22359 Hamburg.

---

Liebe Leserin, lieber Leser,

ich freue mich über Ihr Interesse an diesem Buch.

Es handelt sich um einen fiktionalen Text, dessen Handlung sich an realen Gegebenheiten und Ereignissen orientiert. Neben Personen, die tatsächlich gelebt haben, treten frei erfundene Charaktere auf.

Diese gebrauchen z.T. Formulierungen, die damals gebräuchlich waren, aber aus heutiger Sicht als marginalisierend angesehen werden müssen. Ich betone, dass dieses lediglich aus Gründen der Authentizität geschieht. Ich distanziere mich von jeglicher Diskriminierung, sei es aufgrund von Hautfarbe, Religion, ethnischer Zugehörigkeit oder anderer Eigenschaften.

Zur historischen Einordnung finden sich im Nachwort nähere Informationen.

Viel Spaß beim Lesen!

Für Anja



# PERSONENVERZEICHNIS

## *Hauptpersonen*

Joe Bergfield (Der Waldläufer)  
Richard Hobart  
Leanne Smythe

## *Die Expedition*

Scott Matthews  
François Roux  
Sgt. Luther Jones  
Sgt. Philippe Dubois  
Pvt. Stephen Dunn  
Pvt. Jacques Chevalier  
Pvt. Paul Guthrie  
Pvt. Fitzgerald Fields  
Pvt. Ebenezer Baxter  
Philo (Sklave)  
Moses (Sklave)  
Hercule (Sklave)  
Abraham (Sklave)

## *Die Amerikaner*

SOW Henry Dearborn ★  
William Henry Harrison ★  
Sec. John McLane  
Cpt. Amos Stoddard ★  
Cpt. Rufus Bickham  
Cpt. Russell Bissell ★  
1Lt. Joe Harper  
2Lt. Theodore Jeffrey  
Cpl. John Bearcroft  
Andrew Hopkins  
John Wyman  
1Lt. Porter Hanks ★  
Private Joe Baker  
Private Cyrus Madison

## *Die Spanier*

Don Fernando de Chacón ★  
Cap. Santiago Garcia  
Lt. Manuel Alcacer  
Carlos de Hault de Lassus ★

## *Die Engländer*

Gen. Alexander Featherstone  
Gen. Abraham Brooke  
Gen. Archibald Bloodworth  
Col. James Courtney  
Cpt. Charles Roberts ★

## *Die Indianer*

Ah-te-ka-shin-ka (Osage)  
Xu-tha-shinkah (Osage)  
Hú-ce-wá-ce (Kanza)  
Kis-ke-mas (Kanza)  
Wees-keh (Kanza)

## *Weitere Personen*

Aloysius Hobart  
Der Mann aus Boston  
Robert Smythe  
Daniel Boone ★  
Paul Cardinal ★  
Jean-Marie Cardinal ★  
José Tebeau ★  
»Big Charlie« Swanson  
Silvestre (Diener)  
Philippe (Diener)

---

★ reale Person



# TEIL 1



»Krrschä, krrschä, ratschte es durch den Wald – ein Eichelhäher. Er warnte vor Gefahr.

Es raschelte im Unterholz. Zweige knackten.

Etwas Großes, Schweres stapfte durch das Dickicht. Ein Elch? Oder gar ein Schwarzbär? Manchmal kam einer vom Fluss, um Beeren oder Nüsse zu suchen. Oder, wie jetzt im Frühjahr, das Aas von Tieren, die den Winter nicht überlebt hatten. Ihnen hatte meistens nicht die Kälte den Garaus gemacht – am Osage River waren Schneemassen und strenger Frost selten –, sondern der Hunger. Im Winter gab es kaum Gräser, Kräuter, Blätter und Insekten.

Wieder der Eichelhäher.

Joker spitzte die Ohren. Aber er zeigte keine Furcht, sondern war nur aufmerksam.

Das Knacken wurde stumpfer, die gewohnten Geräusche traten wieder in den Vordergrund: Buchfinken fiepten, eine Nachtigall flötete, und ein Buntspecht traktierte weiter den Stamm, an dem er flink hin und her hüpfte. Dazu flüsterte der Wind, der häufig am Nachmittag auffrischte. Er wischte durch die Wipfel der Fichten, schüttelte die noch kahlen Kronen der Laubbäume und zerstäubte die Feuchtigkeit, die aus dem von Niederschlag und Überschwemmung aufgeweichten Boden drang.

Joker senkte den Kopf. Er widmete sich wieder dem herrlich saftigen Gras, auf dem er stand.

Sein Reiter wusste um die Signale, die der Wald sendete. Aber er blieb wachsam, auch wenn scheinbar keine Gefahr

drohte. Vorsichtig sein, immer auf der Hut, das hatten ihn die Jahre in der Wildnis gelehrt. Und so wartete er und witterte wie ein nervöses Reh in das Dickicht, durch das er seit Tagesanbruch streifte, um Fallen auszulegen.

Alles blieb ruhig, es war wohl tatsächlich nur ein Tier.

Der Waldläufer nahm eine Schlinge. Er knotete sie an eine Astgabel, die er mit beiden Enden in den Boden steckte, wo die meisten Spuren waren. Darunter legte er eine Handvoll getrocknete Beeren und Hickorynüsse, die er mit Gras abgerieben hatte, damit sein Geruch die Tiere nicht vertrieb – welcher Hase konnte da widerstehen? Es würde nicht lange dauern, bis ein Langohr in der Schlinge zappelte. Oder ein Eichhörnchen. Ihre Winterruhe war beendet.

Beim Aufstehen fiel die Flasche aus seiner Hosentasche. Er hatte sie gefunden. Sie war aus Glas. Dickem, bruchfestem Glas – sehr nützlich in der Wildnis, etwa, um Kräutertinktur aufzubewahren. Sie hatte einen Bügelverschluss, der einwandfrei funktionierte. Wer warf so etwas Schönes weg? Ein Trapper? Aber Trapper kamen nicht so weit heraus, sie blieben weiter im Osten, ein paar Meilen außerhalb La Charettes, nicht mehr. Wilde? Möglich. Sie zogen umher, waren mal hier, mal da. Der Waldläufer roch an dem Flaschenhals: Es hatte sie jemand besessen, der einem starken Tropfen nicht abgeneigt war, so viel war klar.

Wieder sah er sich zu seinem Pferd um, auf dessen Sinne und Instinkte er vertraute. Es graste genüsslich, das friedliche Bild aber ließ nicht die innere Stimme verstummen, die ›Vorsicht, Gefahr!‹ raunte. Sie war ihm wohlvertraut. Hatte ihm mehr als einmal das Leben gerettet.

Der Wald aber ließ sich nichts entlocken. Er produzierte weiter Nässe, die vom Boden aufstieg, an Blättern und Halmen kondensierte und verdunstete, um wieder die Luft zu

beschweren – der natürliche Kreislauf.

Der Specht hämmerte und hämmerte. Unermüdlich pickte er Maden und Larven aus einer Pappel, an der Mistelkugeln schmarotzten.

Der Waldläufer verstaute die Flasche in der Seitentasche der Leggings. Und wieder quengelte die unhörbare Stimme. Pochte darauf, dass eine Flasche Feuerwasser nicht in den Wald gehörte. Sie wollte ihm nicht aus dem Kopf, während er weiterpirschte. Ein Zweig knackte unter seinem Mokassin, und er zuckte zusammen.

›Krrrrschä, krrrrschä.‹ Auf einmal setzte das Geschrabbel des Eichelhäher wieder ein. ›Krrrrschä, krrrrschä.‹ Aus einer Baumkrone flogen Vögel auf.

Da schoss ein Blitz in sein Bein. Der Waldläufer warf sich zur Seite. Er robbte hinter einen Felsbrocken.

Das nächste Geschoss sirrte heran. Funken sprühten, ein schräges Kreischen schnitt durch den Wald, Splitter flogen, als der Pfeil am Granit zerbarst.

Sein Blick flog von Baum zu Baum. Fünfzig *yards* entfernt die Pappel – ihr Stamm war dick wie eine Säule. Er musste es riskieren. Er brach den Pfeil ab, der in seinem rechten Oberschenkel steckte, unterdrückte einen Schrei und hinkte los. Rechts und links zischten Pfeile ins Unterholz. Einer setzte seine Wange in Flammen.

Geschafft! – Er warf sich hinter den Stamm. Drückte das Gesicht gegen die raue Rinde. Leckte das Blut, das von der Wange in den Mundwinkel rann. Sein Herz raste. Schweiß perlte von der Stirn. Er hatte Durst – die Angst machte den Mund trocken. Sie schmeckte wie Eisenspäne.

Er nahm die Armbrust, legte einen Bolzen in die Führung und spannte die Sehne. Einen zweiten Bolzen nahm er zwischen die Zähne.

Ein schneller Blick um den Stamm.

Es waren zwei. Der eine untersetzt und kräftig. Er hatte einen rostroten Haarkamm und zwei zinnoberrote Streifen quer über der Stirn. Der andere maß über sechs Fuß. Außer der Skalplocke war er kahl. Die untere Gesichtshälfte weiß, die Augenpartie rot. Die Kriegsfarben der Kanza.

Sie fühlten sich sicher, wähten den *I'n-Shta-Heh*, dessen Gewehr an der Satteltasche hing, verwundet und unbewaffnet. Außerdem verführte sie das Feuerwasser zu Leichtsinne. Sie waren nicht lautlos, wie es Indianer gewöhnlich waren, machten sich nicht einmal die Mühe, die Deckung zu nutzen, die ihnen die Bäume boten. Nein, sie spielten mit ihm, beseelt von der Gier, seinen Skalp zu rauben. Sein Gewehr. Sein edles Pferd. Sie würden den Alten zeigen, dass sie große Krieger waren. Krieger, die den Blutsbruder der Osagen zermalmt und entehrt hatten, den *I'n-Shta-Heh* mit den gelben Haaren. Krieger, die ein jeder fürchtete, der nicht zum ›Volk des Südwind‹ gehörte.

Im Knien, halb verdeckt von dem Stamm, legte der Waldläufer an. Seine Hände waren ganz ruhig. So war es immer, wenn er schoss. Er streichelte die Abzugsstange.

Der lautlose Tod jagte los.

Im nächsten Moment brach der Krieger mit dem rotweißen Gesicht zusammen. Er fasste sich an die zertrümmerte Kehle, aus der ein letztes gurgelndes Geräusch kam, das in einem Schwall Blut erstarb.

Der Waldläufer legte einen Bolzen nach.

Stille. – Der Wald hielt den Atem an.

Eine hinterlistige Stille.

Ein Knacken merzte sie aus.

Der Waldläufer warf den Kopf zur Seite.

›Sh-sh-sh-sh‹ – der Tomahawk schnitt in rasend schnellen

Umdrehungen durch die Luft, bevor er einen Augenblick später satt in den Stamm schlug.

Der Waldläufer spürte noch den Luftzug auf seiner Haut, da schoss eine grell bemalte, wutverzerrte Fratze auf ihn zu. Mit einem gellenden Schrei rammte sie ihn nieder. Schraubstöcke legten sich um seine Kehle. Er stieß dem Kanza ein Knie in den Unterleib, der eiserne Griff um die Kehle aber wurde fester. Seine Lungen flehten. Sie schrien ihn an.

Der Hirschfänger? Er lag darauf, konnte ihn nicht aus der Scheide ziehen. Eine Hand flog über die Leggings. Wo war die Flasche? – Da! Er fischte sie aus der Beintasche und zog sie dem Kanza über den Schädel.

Die Schraubstöcke gaben etwas Luft.

Der Waldläufer versetzte dem Kanza einen kurzen Schlag mit dem Ellbogen. Noch ein Tritt unter das Kinn, und der Kiefer krachte. Der Waldläufer stieß den Angreifer weg. Er kroch ein Stück zurück, rappelte sich auf, zog das Messer.

Sie standen sich gegenüber. Zwei wütende, schnaufende Stiere im Zweikampf auf Leben und Tod.

Ein Tritt gegen den Unterarm – weg war das Messer. Der Kanza stürzte sich auf den Waldläufer, der mit dem Rücken gegen den Stamm knallte. Ein Skalpmesser blitzte auf.

Der Waldläufer wehrte die Klinge mit einer Hand ab. Die andere suchte den Tomahawk. Furche um Furche kratzten die Finger über die Rinde. Sie fanden den Stiel, packten den speckigen Griff, und die Kriegssaxt donnerte nieder. Sie zerschnitt den Haarkamm und spaltete den Schädel.

Bevor es der Kanza begriff, war er tot.

Der Pfeil hatte die Oberschenkelarterie um ein Fingerbreit verfehlt. Aber es war ein tückischer, hinterhältiger Pfeil. Ein Kriegspfeil mit einer Stahlspitze und Widerhaken, leicht am

Schaft angeleimt, damit sie im Fleisch hängen blieben.

Der Waldläufer begann, die Haken freizulegen. Er stöhnte. Ein Schleier legte sich vor seine Augen. Das Blut rauschte in seinen Ohren. Alles wurde grau.

Dann kehrte die vertraute Umgebung seines Blockhauses zurück: der Tisch, die Pritsche, der Stuhl, der Kamin, die schießchartengroßen Fenster mit dem milchigen Glas. Er atmete tief ein und aus. Er ballte die Fäuste, bis die Knöchel weiß hervortraten, bis sich der Schleier verzog, und er wieder hören konnte.

Als er an dem Schaft zog, gruben sich seine Zähne in den Beißstock. Der Pfeil ging glatt hindurch. Er spie das Holzstück aus, und dann schrie er, endlich gestattete er sich diesen einen schwachen Moment. Das Adrenalin trieb die herankriechende Ohnmacht zurück. Blut sickerte durch seine Finger, während er ein in Whiskey getränktes Tuch auf die Wunde presste.

Er wartete. Kräfte sammeln. Das Grau verscheuchen.

Er wechselte das Tuch.

»Joe, hatte Doktor Shafer gesagt, »sprich mit dem Patienten. Halte ihn wach. Sonst bringt ihn der Schock um.« Aber da war niemand, mit dem er sprechen konnte. Er war allein. Kein Haus weit und breit. Niemand wusste, dass es ihn gab. Also redete er mit sich selbst: »Mach dieses! Tue jenes! Konzentriere dich!« Hauptsache, bei Bewusstsein bleiben.

Wieder wechselte er das Tuch, dabei war das andere nicht durchgeweicht. Aber frische Tücher waren wichtig. Sie verhinderten, dass Dreck in die Wunde geriet, stillten den Blutfluss. Auch das hatte ihn der Doktor gelehrt.

Er schloss die Augen, sammelte sich. Nun kam die größte Tortur. Er fürchtete sich, aber es musste sein. Sonst würde ihn die Infektion innerlich auffressen. Er fischte Nadel und

Faden aus der Whiskeypfütze. Der erste Stich raubte ihm den Atem. Sterne blitzten vor seinen Augen.

Wo war das verdammte Beißholz? – Doktor Shafer hatte stets mit Beißholz operiert. Im Krieg, gegen die Engländer, wenn wieder einmal der Äther aus war.

Da lag es: auf dem Boden; er konnte sich nicht erinnern, es dorthin gespuckt zu haben. Er bückte sich, streckte den Arm aus, aber er kam nicht heran. Er machte sich ganz lang, da kippte der Stuhl um. Spitz schoss es durch das verletzte Bein, und er schrie. Er kroch über den Boden und steckte den Holzklotz zwischen die Zähne. Er kroch zurück, stellte den Stuhl hin und stützte sich auf die Sitzfläche. Er zog sich hoch. Der Puls raste. Er wartete, bis sich das Trommelfeuer beruhigt hatte, grub die Zähne in das Holz und hielt den Atem an. Dann stach er den angespitzten Federkiel in das Fleisch. Das Holz schmeckte wurmig. Schweiß tropfte von der Stirn in den Spalt, der in seinem Bein klaffte. Das hätte nicht passieren dürfen. Nun war es nicht mehr zu ändern.

Er machte weiter.

Als er fertig war, hatte er sieben Stiche gemacht. Es waren gute Stiche. Dicht an dicht. Eine einwandfreie Naht. Damit sie sich nicht entzündete, schmierte er Salbe aus Ringelblumen und Kamille darauf. Mit letzter Kraft hüpfte er auf einem Bein zum Feuer, legte zwei Scheite nach. Er schleppte sich zu der Pritsche, legte das operierte Bein hoch und setzte die Flasche an die Kehle.

Der Place d'Armes in St. Louis war brechendvoll. Er war nicht gemacht für die mehrere Hundert Menschen, die sich vor der Gouverneursvilla versammelt hatten. Bis in die Rue de la Tour schwappte das Meer aus Hauben und Hüten und unbedeckten Köpfen. In den anderen Straßen, die zum einzigen Platz der Stadt führten, standen sich die Leute genauso auf den Füßen. Sie drängelten und reckten die Hälse, um etwas sehen zu können.

Endlich kamen sie zur Ruhe. Das Murmeln ebte ab. Eine gespannte Stille breitete sich aus. In diese hinein begann Don Carlos Auguste de Hault de Lassus zu reden: »Männer und Frauen aus St. Louis und Upper Louisiana, auf Geheiß der spanischen Krone gebe ich diesen Stützpunkt am heutigen Tage, dem neunten März 1804, auf.«

Die Leute hingen an seinen Lippen.

De Lassus räusperte sich sichtlich bewegt. Dann fuhr er fort: »Diese Flagge, die Euch während der letzten beinahe sechsunddreißig Jahre beschützt hat, wird nicht länger wehen. Aus tiefstem Herzen wünsche ich, Euch mögen Wohlstand und Glück widerfahren.«

Eine Salve Kanonenschüsse setzte den Schlusspunkt unter die dünnen Worte, mit denen Don Carlos die spanische Aufsicht über St. Louis und Louisiana für beendet erklärte, und das Vizekönigreich Neuspanien von einem Tag auf den anderen auf Territorien reduziert war, die weiter im Süden und Westen lagen, als sich die meisten vorstellen konnten.

De Lassus übergab Amos Stoddard, dem amerikanischen

Militärgouverneur von Upper Louisiana – in Personalunion Vertreter der ehemaligen Territorialmacht Frankreich – den Schlüssel zu dem neuen Amtssitz. Er salutierte vor der spanischen Flagge und machte auf dem Absatz kehrt. Er teilte die Menge, die ihrem abgedankten Kommandeur nachsah, wie dieser die Rue de la Tour herunterschritt. An ihrem Ende, am Mississippi, wartete eine Piroge, um ihn fünfzig Meilen flussabwärts nach Kaskaskia zu bringen, von wo er am nächsten Tag nach New Orleans abreisen würde.



Der Mann, der von der Galerie seines Hauses an der Ecke Rue de l'Église, Rue de la Place beste Sicht auf die Zeremonie hatte, verzog keine Miene, als vor der Gouverneursvilla die spanische Flagge eingeholt wurde und die Tricolore den blauen Himmel über St. Louis küsste. Dass die Kreolen ihre Lilienbanner schwenkten – drei goldene *fleurs-de-lis* auf weißem Grund –, ihre Hüte in die Luft warfen und mit Tränen in den Augen das in der Revolution verglühte »Belle France« hochleben ließen, nötigte ihm ebenfalls keine Regung ab. Seine Hände sprachen jedoch eine andere Sprache. Sie umklammerten das schmiedeeiserne Geländer so fest, als wollten sie die graziilen Bögen und stilisierten Blätter und Knospen daran zerquetschen.

»Vater, hier bist du. Ich habe dich gesucht.«

Aloysius Hobart drehte sich zu seinem Sohn um, der aus der Bibliothek zu ihm nach draußen gekommen war. »Guten Morgen, Richard.«

Eine Weile standen sie Seite an Seite und sahen den Leuten zu, die Volksfeststimmung verbreiteten. Einige sangen französische Lieder. Eine Fidel kreischte. Manche, die früh

am Tage bereits betrunken waren, hopsten im Kreis herum, was höchstens entfernte Ähnlichkeit mit kultiviertem Tanz hatte – das tölpelhafte Gehopse war das Einzige, das in St. Louis verbreitet war, einer Stadt, die mehr als vierzig Jahre nach ihrer Gründung noch nicht das Wesen eines raubeinigen Außenpostens der Zivilisation hatte abstreifen können.

»Die ganze Stadt ist auf den Beinen«, sagte Richard.

»Ja, die ganzen Idioten.«

»Jetzt hängt da die französische Flagge – eine Farce! Wie kann man so tief sinken, das zu gestatten? Und wenn es nur für einen Tag ist.«

»Hier haben noch immer die Franzmänner das Sagen. Jedenfalls auf der Straße. Sieh sie dir an!«

Angestachelt durch Fidel und Flöte legte eine Gruppe einen fröhlichen *chain* hin, einen altfranzösischen Reigen.

»Morgen sind die Froschfresser in St. Louis Geschichte. Und ihre Flagge wird hier nie wieder wehen.«

»Und dann hängt an ihrer Statt die amerikanische«, knurrte Aloysius Hobart.

»Möchtest du einen Drink, Vater?«

»Ja. Ruf Silvestre!«

»Der schlachtet ein Huhn. Ich mache das selbst.« Richard ging in das Kaminzimmer, in dem sich ein Barfach befand.

Sein Vater sah ihm nach. Dreiunddreißig Jahre und noch orientierungslos im Leben. Es war Zeit, dass er etwas Richtiges leistete – die Gelegenheit würde bald kommen.

Richard kehrte mit zwei Gläsern Whiskey zurück.

Die Menge machte keine Anstalten, sich aufzulösen, obwohl die Zeremonie längst vorbei war. Sie würden bis tief in die Nacht saufen und feiern und grölen und tanzen und ihr Geld im Freudenhaus oder am Spieltisch verprassen.

»Bist du bereit, Richard?«